

EINLEITUNG

Betrachtungen eines Urwaldjägers

Gleich manch anderen Autoren muss auch ich bekennen, dass es sehr schwierig ist eine Jagdreihe so zu schildern, dass sie der Leser auch in allen Einzelheiten miterleben kann. Es gelingt wohl, eine solche Reise in ihrem mehr oder weniger großen Rahmen verständlich zu machen, nicht aber – oder nur kümmerlich – ist es möglich, alle die unendlich vielen guten und schönen Dinge, die zwischen den einzelnen Handlungen liegen, die „gefühlt“ Feinheiten, die ein solches Unternehmen mit sich bringt und die schließlich den zauberhaften Reiz verleihen, zu vermitteln.

Gerade der Jäger, dem es vergönnt war, eine erlebnisreiche Jagdreihe zu machen, zumal wenn sie in Länder führt, die nur wenige Jäger berührt haben, hat den Wunsch, sie auch anderen Waidmännern mitzuteilen. Wenige Jäger kommen in die Lage, ähnliche schwierige Jagdexpeditionen zu unternehmen. Auch in diesem Sinne soll man sozialistisch handeln; man soll seine Mitmenschen teilnehmen lassen am großen und schönen Erleben. Von diesem Gedanken wurde auch ich beseelt, als ich mich endlich entschloss, an die zweifellos schwierige Arbeit heranzugehen, mein langes Wildnisleben in einem Buche zusammenzufassen. Gestärkt wurde ich in diesem Vorhaben noch dadurch, dass im Vergleich zu anderen Ländern über das zum großen Teil unerforschte Kanada nur wenige deutsche Bücher vorhanden sind.

Und auch noch ein anderer Gedanke zwang mich förmlich, mein hartes, aber auch erfolgreiches Jägerleben der Öffentlichkeit zu geben. Der glückliche Jäger, dem es vergönnt ist, im schönsten Jagdparadies der Welt zu waidwerken, wird einmal genügend Mittel haben müssen, um überhaupt dorthin zu kommen, dann aber braucht er auch genügend Hilfe, wie Führer und Pferde, damit er in den meist völlig unberührten Urwaldwildnissen vorwärtskommt. Eine solche Reise wird dann aber immer den Charakter einer kostspieligen Jagdexpedition annehmen.

Es steht zweifellos fest, dass auch eine solche Jagdreihe hohe Anforderungen an den Mann stellt und oftmals Mut und Kaltblütigkeit verlangt. Aber dort stehen immer mehrere Personen den vorkommenden Gefahren gegenüber und wenn die Not am größten ist, ist die Hilfe auch immer am nächsten!

Wie viel schwerer ist es aber, wenn der einzelne Mann allen Widerwärtigkeiten und Gefahren, die das Leben in jungfräulicher Wildnis mit sich bringt, allein gegenübersteht! Es bedarf großer Kaltblütigkeit, dem sagenhaften Grizzlybären und dem größten Raubtier der Erde, dem Alaskabraunbären, trotz des begleitenden Führers gegenüberzutreten. Diese Gefahr erhöht sich aber ganz gewaltig, sobald ein einzelner Mann sich diesem Wagnis unterstellt.

Aber die Gefahren, die eine solche Jagdreise mit sich bringt, sind viel weniger von Seiten angriffslustiger Tiere zu erwarten, als von Naturgewalten. Nebel im Hochgebirge, reißende Gebirgsbäche, Stromschnellen, Sand- und Schneestürme, Eisgang und große Kälte sind die wirklichen Gefahren und die ständigen Begleiter des Jägers, die leider nicht nur oft einen Erfolg unmöglich machen, sondern zuweilen auch Menschenleben fordern. Die „Expedition“ wird nur wenig mit derartigen Gefahren zu tun haben und wenn, dann ist gegenseitige Hilfe immer vorhanden.

Der einzelne Mann dagegen hat sich allein zu helfen – hat sich mit allem abzufinden und ist dazu schließlich nur imstande, wenn er erfahren genug ist, diesen meist unbekannten, zumindest unterschätzten Gefahren entgegenzutreten.

Mir standen keinerlei Mittel zur Verfügung, um mit Helfern jene Urwaldwildnis zu durchforschen und meiner Jagdleidenschaft zu frönen. Ich ging hinaus, vertraute mich der Natur an und nahm den Kampf mit ihr auf, um mir von ihr eine Existenz abzuringen. Und wie schwer ein solcher Kampf ist und welche Proben bestanden werden müssen, lernte ich sehr bald. Erst als sich Geist und Gemüt umgestellt, aus dem „Kultur“ einen „Naturmenschen“ gemacht hatten, fand ich das Leben erträglich und schließlich empfand ich dieses Leben auch als das wundervollste Geschenk, das einem Menschen im irdischen Dasein zuteilwerden kann.

Und so nehme ich an, dass sich dieses Buch doch von vielen anderen auf diesem Gebiete wesentlich unterscheiden wird. Der erste Grundsatz, den ich mir für dieses Werk festlegte, heißt „Wahrheit“! Wenn man erst selbst draußen gewesen ist und die Wirklichkeit gesehen und erlebt hat, so erinnert man sich nur ungern der verschwendeten Stunden, die man unwirklicher und fantastischer Lektüre gewidmet hat.

Von diesen neun Jahren in der Wildnis – sieben davon ganz allein – stand ich acht volle Jahre in den Urwäldern am nördlichen Athabaskastrom, trotzte dem mörderischen Klima harter und langer Winter; ich war mein eigener Träger, Koch, Bäder, Schneider, Waschfrau, Gerber und in einigen Fällen auch mein eigener Arzt.

Viele Trapper fristen ihr hartes, einsames, gesundheitsraubendes Leben in den furchtbaren Einöden des nördlichen Kanada, wenn sie erst einmal die Feuerprobe bestanden haben! Ein nur recht geringer Prozentsatz bleibt in dieser herrlichen Gefahrenwelt, der größte Teil, wenn er erst die „Nase hineingesteckt“ hat, tritt den Rückweg an. Aber so mancher wurde auch ein Opfer der unerbittlichen Natur! Wollte ich auf diese harten Jahre meines Trapperlebens den Anspruch einer absonderlichen Leistung erheben, so wäre das falsch. Viele stehen draußen gleich mir!

Während ich als Trapper in den Regionen am Athabaska doch immerhin ein geregelteres Leben führte – ich hatte ein Blockhaus, wohin ich immer zurückkehren konnte – so spielte sich der größte Teil meines Jägerlebens wesentlich gefahrvoller und anders in der Wildnis des Yukon Territory ab.

Diese letzten 3500 Kilometer Hochwildpüsch führten mich in zum Teil völlig

unerforschte Gebiete, durch Sommer, Herbst und Winter. Einen Frühling gibt es dort oben nicht. Ich nomadisierte ganz allein durch jene wilden Gebirge und fand es schon einen Genuss, wenn mir das ofenlose Zelt von Zeit zu Zeit Schutz gewährte. Zu jeder Jahreszeit war nur zu oft der prächtige, nordische Himmel mein „schützendes Dach“!

Im Oktober und November 1934 stand ich am Südostrand des größten, mehr als 5000 Quadratkilometer umfassenden Malaspinagletschers, inmitten von Bergesriesen, die zum großen Teil noch ohne Namen sind. Diese gewaltige Gebirgsbarriere, die als unübersteigbar gilt – Berge von mehr als 4000 Meter Höhe – ist die Heimat der prächtigen Schneeziege. Dort, wohin noch nie ein weißer Jäger vorgedrungen, dort fand ich den mysteriösen Zauber völlig unangetasteter, uriger Bergwildnis!

Später als der Winter in voller Härte sein Regiment angetreten, folgte ich mit Schlittenhunden Hunderte von Kilometer wandernden Rentierherden nach und so kam ich wieder in unbekannte Gebiete. Diese „lange Pirsch“ brachte unsäglich schwere Strapazen infolge großer beschwerlicher Märsche und gefährlicher Kletterei in schwindelnder Höhe mit sich. Dazu kamen furchtbare Kälte, grausame Stürme und wochenlanges Darben und nicht zuletzt gehörten geradezu übermenschliche Anstrengungen dazu, die schweren Beutestücke zu bergen, so dass ich oftmals der Verzweiflung nahe war. Aber schließlich überstand ich auch dies. Idealismus und die Jagdpassion, gepaart mit der dem Menschen eigenen Willenskraft siegten!

Der hohe Einsatz von Leib und Leben für das Gelingen stand in keinem Verhältnis zu dem materiellen Erlös. Aber wenn wir Jäger Materialisten wären, dann wäre es auch um die Poesie des Waidwerks geschehen! Wo blieb die Romantik fantastischer Abenteuer, die man als Schulbub mit wahrem Heißhunger verschlang? Sie besteht auch nicht. Und wurde auch gar nicht erwartet, als man später erst fähig war als gereifter Mensch verständig zu denken! Aber etwas viel Wichtigeres, etwas viel Gewaltigeres und Schöneres trat dafür ein! Wem schläge nicht das Herz höher, wenn er nur daran denkt, dass es noch urige Wildnis gibt, Gebiete, wo noch kein Mensch verunstaltend einging – und wer wünschte nicht, dort einmal wandeln zu dürfen!

Vom Standpunkte des fernen Betrachters, muss jene Wildnis verheißend locken. Aber wie anders ist ihr Antlitz, wenn man ihr erst nahekommt! Düster und finster, kalt und unheilverkürend streckt sie uns ihre abwehrenden Arme entgegen. Besonders die Bergwildnis versteht es meisterhaft, sich dem Neugierigen schreckend in den Weg zu stellen. Und oft las oder hörte ich von Reisenden, die ähnliche Gebiete besuchten, dass sie wohl den Zauber verstünden, die herbe Schönheit sahen – und doch schaudernd, ehrfurchtsvoll und ängstlich dieser Macht göttlicher Schöpfung entgegenschaute. Es reichen nicht Wochen, es reichen nicht Monate des Werbens um diese wilde Schönheit aus – es gehören Jahre dazu, sich mit der machtvollen Urwildnis zu verbinden, um ihre Gunst zu erlangen und ihre Geheimnisse zu erlauschen!

Wenn ich aber jetzt auf diese langen Jahre zurückblicke, so steht der schwere

Anfang mit seinen harten Schlägen und Misserfolgen leuchtend im Vordergrund. Und weil jene Zeit die schwerste war, deswegen wurde sie mir zur lehrreichsten. Auf den dort gesammelten Erfahrungen baute sich der spätere Erfolg auf und öffnete mir das Tor der Verheißung in die Wildnis. Der Nordwesten Nordamerikas, das Yukon Gebiet, ist schon seit langem als das Hochwildparadies bekannt, das nur seinesgleichen in einigen Teilen Afrikas findet, wo aber der herbe nordische Reiz, die grobe Wildheit fehlt. Und dieser Nordwesten, das Paradies des Jägers, verspricht nicht nur – er hält es auch, sofern man es nicht an Mühe und Geduld fehlen lässt.

Wohl dem Jäger, dem als schönstes Patengeschenk in die Wiege gelegt und damit in die Seele geschrieben wurde, dass Liebe und Verstehen der Natur die ersten und auch die letzten Eigenschaften eines Forschers sein müssen. – Zierde und Glorioschein des wahren Jägers! Dann wird auch der, der von einer Kette von Missgeschicken verfolgt wurde – wie das nur zu oft in solchen rauen Ländern vorkommt – und auch materiell nicht auf seine Kosten kam, trotz geringer Trophäenzahl beglückt und dankbar in seine alte Heimat zurückkehren.

Auch ich hatte nicht immer den erhofften materiellen Erfolg, aber schließlich, auf dieses fast ein Jahrzehnt lange Wildnisleben zurückblickend, muss ich gestehen, dass mir dieses Unternehmen doch viel mehr einbrachte, als ich mir erträumt hatte. Damals, als ich hinauszog, da stand die Wildnis nur „beschrieben“ vor meinen Augen – jetzt, nachdem ich sie selbst kennengelernt und ihre Geheimnisse erfahren habe, da weiß ich, welche großen Schätze ich aus der wundervollen unberührten Natur mit nach Hause brachte. Dieser große Erfolg konnte leider photographisch nicht immer festgehalten werden. Einmal bin ich kein Meister auf diese Gebiete, oftmals musste selbst der kleine Apparat fortgelassen werden, wenn es galt, weite und hohe Touren zu machen, denn dann spielte selbst ein so geringes Gewicht eine große Rolle. Leider boten gerade dann sich wundervolle photographische Gelegenheiten.

Wenn ich nun endlich nach dieser Einleitung meine verehrten Leser einlade mir auf meinem langen, viel gewundenen Wechsel durch Urwälder, Urgebirge, durch Stromschnellen, über Seen und durch Schneestürme zu folgen und Sie an Jagdfahrten auf Bären, Wölfe, Luchse, Elche, Hirsche, Rentiere, Bergschafe, Schneeziegen usw. teilnehmen lasse, so bitte ich es mir nicht zu verübeln, wenn des Öfteren Wiedergänge gemacht werden müssen, die notwendig sind, um manches verständlich zu machen.

Zu diesem Pirschgang wünsche ich meinen verehrten Waidgenossen ein kräftiges Waidmannsheil! Und allen denen, die sich nicht als Jäger bekennen, möge dieses schlichte Buch die gewaltigen Naturschönheiten und die Wunder der Tierwelt näherbringen!

In den rumänischen Karpaten im Winter 1936/37

Der Verfasser

1. TEIL

Als Jäger, Trapper und zoologischer Sammler in den Urwäldern am nördlichen Athabaskastrom im Nordwesten Kanadas

VORBEREITUNG

Als die ersten Wildgänse Anfang September über die schier endlosen Prärien Manitobas zogen, da war es aus mit meiner Arbeitslust auf der Farm. Gar oft erwischte mich der Boss, wenn ich, anstatt Weizengarben auf mein Gespann zu laden, auf die Heugabel gestützt, mit sehnsüchtigen Augen den Vögeln im weiten Äther¹ nachschauete.

Und die Zeit kam, wo auch ich mich so frei fühlte wie jene, die ungehemmten Flüges dem Süden zusteuerten. Mein Partner N. und ich zogen dem Lande unserer Jugendträume entgegen!

Am 22. September, abends 10 Uhr, standen wir mit Kisten und Kästen, mit Koffern und gepackten Rucksäcken in strömendem Regen als die einzigen Passagiere im Dunkel der Nacht am Ende der Bahnlinie. Athabaska, das frühere Tor nach dem Norden, hatte ich mir anders vorgestellt! Kein Wartesaal – nichts war vorhanden, wo wir wenigstens unser Gepäck vor dem Regen hätten schützen können. Beim Scheine glimmernder Zigaretten zählten wir unser Barvermögen – und siehe da, es kamen immerhin noch 50 Cent zusammen! Das konnte vielleicht für ein Bett in einem kleinen Hotel reichen. Wir gingen und fluchten. Nach langem Umherirren und Befragen der wenigen Leute, die in dem Hundewetter in der nur spärlich beleuchteten „Stadt“ anzutreffen waren, fanden wir schließlich ein, wenn auch nicht gerade einen guten Eindruck machendes, „Hotel“. Die sehr freundliche Wirtin – eine Französin –, die so lang wie breit war, sah es uns an, dass wir nicht mehr als 50 Cent besitzen konnten. Über enge, quietschende Holztreppen führte sie uns in ein unsauber aussehendes Zimmer, in dem ein Bett stand und bestimmt hatten die Deckenbezüge einmal weiß ausgesehen! Aber was kümmerte uns das. Wir hatten ein Dach über dem Kopf und es gelang uns schließlich auch das Bett so zu stellen, dass es uns nicht auf den Kopf regnete. Das „Essen“ verschoben wir notgedrungen auf den nächsten Tag. Wir hatten viel von der nordischen Gastfreundschaft gehört

¹ Anm. des Verlags: Himmel.

und sollte sich diese bewahrheiten, dann gab es vielleicht doch einen Zufall, der uns beiden den immer hungrigen Magen füllte. Waren wir erst in der Wildnis, dann brauchten wir keine „Dollars und Cents“ mehr und auch nicht für ein Bett zu zahlen.

Unruhig verbrachten wir die Nacht. Es juckte hier und es krabbelte dort. Als das erste Tageslicht in das mit keiner Beleuchtung versehene Zimmer drang, erhoben wir uns und der erste Jagdzug im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten begann. Wir machten gute Beute! Wenn auch meine „insekteriologischen“ Kenntnisse gering waren, so konnte ich doch feststellen, dass diese rotbraunen „Vampire“ Wanzen waren, die in nichts von den Europäischen abweichen.

Strahlender Sonnenschein folgte der regenschwangeren Nacht. Unten im Gastzimmer wartete ein deutscher Farmer auf uns, der die 400 Einwohner zählende Stadt mit Milch versah. Er bat uns, doch ein paar Tage unsere Reise in die Wildnis zu verschieben. Er hatte noch Weizen zu dreschen, dabei sollten wir ihm doch helfen. Gern sagten wir zu, zumal ein jeder 4 Dollar je Tag verdienen konnte. Das „Essen“, das eigentlich schon am Vorabend hätte stattfinden müssen, verschoben wir noch einmal. Zu Mittag bei den freundlichen deutschen Farmersleuten wurde es Wirklichkeit!

Fünf Tage halfen wir beim Dreschen und die verdienten „Dollars“ halfen uns ganz gewaltig. Außer noch notwendigen Bekleidungsstücken kauften wir einen Sack Mehl – etwa 88 deutsche Pfund –, sowie 20 Pfund Zucker, 10 Pfund Fett, 2 Pfund Tee, genügend Tabak, Streichhölzer und andere notwendige Dinge.

An einem schönen Sonntagmorgen standen wir unten am Ufer des Athabaskstromes und hielten Umschau nach starkem Schwemmholz, aus dem wir uns ein Floß bauen wollten, um damit die Reise weiter fortzusetzen. Da lag ein großes *Skow* – ein roh aus Brettern geziimmertes Frachtboot – neben einem kleinen Motorboot. Scheinbar war es der Eigentümer, der dort am Motor hantierte. Kurz entschlossen ging ich auf den Mann zu und sprach ihn an. Die Unterhaltung ergab, dass dieser Irländer etwa 400 Kilometer nordwärts nach einer Telegraphenstation wollte. Wir bateten ihn, uns mitzunehmen. Mit Freuden willigte er ein, uns bis zu dem Platz, den N. und ich anhand der Karte erwählt hatten, mitzunehmen.

FREI VON JEDEM ZWANGE IN DER WILDNIS

Glücklich ist der Mensch, der das eigenartige Gefühl kennt, das über einen kommt, wenn man sich losgelöst weiß aus dem Heer der Verpflichtungen, die uns Menschen aufgebürdet werden. Glücklich der, der es zu schätzen weiß, dass der Weg zurück zum Natürlichen der gesündere ist.

Als erst die letzten Käufer und die letzten Rauchfahnen der nordischen Stadt dem Gesichtskreis entchwunden waren, da atmete ich auf. Heraus aus dem gedrängten Gemeinschaftsleben – heraus aus dem Hasten der Zeit!

Langsam gondelten wir auf dem verhältnismäßig noch trägen Strome abwärts. Das kleine Motorboot war seitlich am *Skow* befestigt. Der Motor, der neue Lager erhalten hatte und nur schwer – manchmal gar nicht ansprang, wurde noch geschont. Er sollte erst später an den Stromschnellen und anderen gefährlichen Stellen in Tätigkeit treten. Bill, so hieß der freundliche Irländer, saß im Motorboot, während N., ich und noch ein Reisegefährte von Bill im *Skow* blieben. Am hinteren Ende des schwer mit Fracht beladenen Kahnes war ein langes *sweep*, ein Steuer aus einem Baum gehauen, angebracht. An diesem hing abwechselnd einer von uns dreien und steuerte die Flottille. Alle vier waren wir nicht wenig stolz, dass der erste Kahntag ohne jeden ungewollten Aufenthalt verlaufen war. Alle Hindernisse im Strome wurden geschickt umgangen.

Am flackernden Lagerfeuer saßen wir bis Mitternacht und die Unterhaltung drehte sich zum größten Teil um Jagd und Pelztierfang. N. und ich als „Greenhorns“² mussten natürlich schweigen, dafür lernten wir aber aus der Unterhaltung der beiden sehr viel. In jener ersten Nacht in der Wildnis konnte ich nicht schlafen. Lange Zeit lag ich wach auf meinem Lager von grünem Fichtenreis in Decken gerollt und starnte in den prächtigen nordischen Sternenhimmel, während die anderen um die Wette schnarchten. Überall riefen die Uhus. Raubvögel sind seit jeher meine besonderen Lieblinge und es schien mir wert, den Königen der Nacht meinen Schlaf zu opfern.

Kaum war die Nacht dem Tag gewichen, da saßen wir wieder in den Booten und ließen uns abwärtstreiben. Es war ein höllisch kalter Morgen, alles war dick bereift, am Ufer formte sich das erste Randeis. Bill empfahl uns, das Zelt im *Skow* aufzustellen und den kleinen Blechofen darin aufzubauen. Dort drin saß es sich gut und jeder war froh, wenn er das *sweep* wieder dem nächsten übergeben konnte, Bill hatte vorsorglich Feuerholz an Bord genommen, das für den Tag ausreichte. Am Abend konnten wir es wieder ergänzen. Auch dieser Tag verlief ohne jeden Unfall.

Der Himmel hatte sich in düstere Wolken gehüllt, kein Stern war zu sehen. Bill prophezeite Schnee und tatsächlich, am nächsten Morgen war alles in einen 10 Zentimeter starken weißen Mantel gehüllt. Der Indianersommer, wie man dort den meist prächtigen Spätherbst nennt, war vorüber. So sehr man sich als Jäger an der ersten „Neuen“ erfreut, für uns war es höchst ungemütlich. Es war empfindlich kalt geworden, auch kamen wir nur selten zu dem Vergnügen, uns am kleinen Blechofen zu erwärmen. Der Strom hatte ein anderes Gepräge angenommen! Kleine Stromschnellen, Untiefen, Sand- und Steinbänke mussten mit Schnelligkeit umgangen

2 Anm. des Verlags: Anfänger, Neuling.

werden und das gebrauchte „Alle Mann“ am Steuer. Auch Bill war auf der Hut, hielt den Motor warm, um im kritischen Moment eingreifen zu können. Eben hatten wir mit aller Kraftanwendung eine gefährliche Steinbank mitten im Flusse umgangen und glaubten uns in Sicherheit, als ein starker Ruck das Gefährt durchlief, das *Skow* sich rechts etwas seitwärts legte und wir festsäßen. Bill kam aus dem Motorboot zu uns herüber und fluchte nicht wenig. Ich war damals sehr erstaunt, dass die englische Sprache eine ganz besonders reiche Auswahl an Flüchen hat! Aber keiner von uns war an dem Unglück schuld. Die riesige Steinplatte in der Untiefe konnte keiner bemerken. Zwei Stunden lang mühten wir uns ab, von diesem „Magnet“ loszukommen, umsonst! Bill gab Anweisungen. Danach sollten wir drei Mann mit zwei starken Stangen vom *Skow* aus abdrücken, während er „über Bord“ gehen wollte. Und ehe wir es uns versahen, war Bill über Bord gesprungen, stand bis über die Hüften im eiskalten Wasser und hob das Boot mit einer starken Handspeiche an. Wir mühten uns alle redlich ab, bis wir endlich abglitten.

Am Abend erreichten wir das Pelican-Settlement. Als Settlement ist es zumindest auf der Karte verzeichnet, es ist aber weiter nichts, als ein Handelsposten und zeitweilig, besonders im Winter, leben dort nur ein bis zwei Indianerfamilien. Wir wurden nach echter nordischer Sitte freundlich aufgenommen und ganz gehörig mit Elchsteaks traktiert. Dort war nur ein Trapper anwesend, der am nächsten Tage mit Bill weiterwollte. Wir freuten uns, dass wir noch eine Hilfe bekamen; denn von nun ab begann der Strom wirklich ernst zu werden. Es ist wohl angebracht, schon hier über den tückischen Athabaska-Fluss einiges zu sagen. Dieser gewaltige Strom, der in früheren Jahren der einzige Weg war, vom Inland nach dem Nördlichen Eismeer zu gelangen, hat so viel Opfer an Menschen und Frachtgut gekostet, dass die Regierung sich entschloss, wenn auch mit großen Geldkosten, weiter östlich eine Bahn von Edmonton nach Fort Mc. Muray zu bauen. Besondere Gefahren bieten die Pelican-, dann die *Stony*, *du juli Fou*, *Wheel*, *Grand rapids*, große und kleine Cascadecrooded und *Boiler* Stromschnellen. Die *Grand rapids*, die wirklich grandios sind, besonders wenn man vom Ausgange hinaufschaut, sind noch nie beschifft worden. Das Wasser hat ein so großes Gefälle und eine so rasende Geschwindigkeit, dass es absolut unmöglich ist, mit irgendeinem Fahrzeug die Fahrt zu wagen. Heute liegt der Athabaska bis Fort Mc. Muray tot. Nur einige Trapper sind es, die sich mit kleinen Fahrzeugen, oftmals unter viel Mühe und Gefahren, durchmogeln.

Unsere Gefährten besprachen die Weiterfahrt, da ein besonders niedriger Wasserstand die Fahrt gefährlich machte. Am nächsten Tage schon, in aller Frühe, war Bill mit seinem Motor beschäftigt. Und um 10 Uhr war alles zur Weiterfahrt bereit und der Motor funktionierte. Mit – put – put – put und später mit gleichmäßigem Schnurren sang die Maschine ihr Lied in den kalten Morgen. Nach halbstündiger schneller Fahrt wurde das Wasser „lebendig“. Bald hörten wir gurgelnde Wassermassen und nur

wenig später, um eine Flusskrümmung kommend, sahen wir in der Ferne die weiß-giftigen Wellenkämme und die viel Unheil verkündenden, düster aussehenden, mehr oder weniger großen Felskegel im Flussbett. Die Boote fingen bald ganz bedenklich an zu schaukeln und mit rasender Schnelligkeit näherten wir uns den gefährlichen Pelican-Stromschnellen. Wasser spritzte über Bord, ein Zittern lief durch das *Skow*, die starken Planken bogen sich, wir waren mitten in den Stromschnellen! Bill stand aufrecht im Motorboot, eine Hand hielt das Steuerrad, mit der anderen hielt er sich am Bootsrand. Wir anderen arbeiteten aus Leibeskräften am *sweep* und gaben uns redlich Mühe, die Boote in dem Hauptkanal zu halten. Und alles ging gut. Die zwei Kilometer langen Pelican-Stromschnellen lagen hinter uns. Bills Gesicht nahm den üblichen freundlichen Zug wieder an. Jetzt waren es N. und ich, die anfingen aufgeregzt zu sein. Wir kamen unserem Ziele nahe. Dort, dort war die große Flussbiegung, die wir uns anhand der Karte erwählt hatten. Wir steuerten darauf los, und mit Leichtigkeit konnten wir landen. Alle Mann halfen unser Gepäck an das Ufer zu befördern. Noch eine gemeinsame Mahlzeit – dann verließen uns unsere Gefährten. Wir standen am Ufer und schauten den Kameraden so lange nach, bis sie uns um eine Flussbiegung entschwanden. Da waren wir also! 220 Kilometer entfernt von jeder Zivilisation, mitten im Urwalde! Als erstes galt es, einen provisorischen Unterschlupf zu schaffen, bis wir ein Blockhaus erbaut hatten. Im Laufe des Nachmittags hatten wir eine kleine Hütte aus Fichtenreisern errichtet, die gerade für zwei Liegestätten und das Gepäck ausreichte. Der nächste Tag war ein Sonntag, den wir nicht gleich mit Arbeit beginnen wollten; er wurde zu einem gemeinsamen Pirschgang benutzt. Am Nachmittag sahen wir etwa 100 Meter unter uns einige Alttiere der Gattung Langohrhirsch, die nach uns sicherten. Aus unbegreiflichen Gründen schoss ich auf diese kurze Entfernung glatt vorbei, während N. sein Tier sofort im Feuer streckte. Als wir herunterkamen, war das Stück schon verendet. Wir zerwirkteten es und hängten alles Wildbret, soweit wir es in unseren Rucksäcken nicht verstauen konnten, hoch in die umstehenden Bäume und verbündeten es gut mit Fichtenreisern. Die erste Sorge war behoben, für einige Zeit hatten wir zu leben. Mit strahlenden Gesichtern mühten wir uns mit der schweren Last auf dem Rücken wieder zurück zum *camp*. Anderntags begann sofort der Bau eines Blockhauses. Es war kein Mangel an Holz, im nächsten Umkreise standen die schönsten schlanken Fichten. In einem halben Tage hatten wir alle Bauhölzer zu den vier Wänden geschnitten und N. begann sofort, als Holzfachmann, die Stämme zu behauen. Während mein Partner am Bauen war und ich nicht gebraucht wurde, schlug ich mit der Axt im Walde Dachsparren, besorgte die Kocherei und machte mich nach Möglichkeit nützlich. Drei Tage arbeiteten wir fieberhaft. Am fünften Tage beschlossen wir, erst mal das restliche Wildbret einzuholen. Als wir am Spätnachmittag mit schwer gepackten Rucksäcken flussaufwärts kamen, hörten wir oberhalb das Schnurren eines Motors und richtig, ein kleines Motorboot kam uns

entgegen. Wir setzten uns am Ufer nieder und warteten. Bald kam das Boot in unsere Höhe, schwenkte herum und landete bei uns. Zwei Weiße und ein keck aussehender Indianer waren die Insassen. Mit ernsten Gesichtern – mir kam es sogar vor, als wenn es mehr als vorwurfsvolle Gesichter gewesen wären – richteten sie an uns die Frage: „Wo ist Bill?“ Erschrocken sah ich auf meinen Partner und antwortete den Männern: „Vor vier Tagen hat uns Bill fünf Kilometer oberhalb von hier an Land gesetzt und ist sofort mit den anderen beiden Kameraden weitergefahren.“ Wortlos stiegen die drei Männer wieder ins Boot und fuhren weiter. N. und ich sahen uns erschrocken an. War dem guten Bill etwas passiert? Er hätte schon längst am Ziele sein müssen! Und woher wussten diese Leute, dass Bill noch nicht „daheim“ war? Na, das Motorboot würde ja wieder zurückkommen und wir würden dann Näheres erfahren.



LANDSCHAFTSBILD AM ATHABASKA-FLUSS

Nach fast drei Tagen hatten wir das Blockhaus beendet. Jetzt kam auch das Boot und brachte uns unsere Schneeschuhe, die wir auf dem Skow hatten liegenlassen. Vor allem brachte es uns den Bescheid, dass Bill nun „daheim“ sei. Bill war mit seinen Kameraden „nur drei Tage!“ auf einem Stein hängengeblieben, von wo ihn erst der sich hebende Wasserspiegel hob! Diese armen Teufel! Alle Kisten, in denen Lebensmittel verstaut waren, hatten sie für Feuerholz zerhackt, um sich damit Tee kochen zu können und sich wenigstens einigermaßen warm zu halten. Wir tauschten gegen Wildbret noch zwei Brote ein, dann fuhren die Männer wieder ab.